

William Murray, Jim Lacey. *The Making of Peace. Rulers, States, and the Aftermath of War.* Cambridge: Cambridge University Press, 2009. 404 S. \$90.00 (cloth), ISBN 978-0-521-51719-5; \$25.99 (paper), ISBN 978-0-521-73193-5.

Reviewed by Jost Dülffer

Published on H-Soz-u-Kult (December, 2009)

W. Murray u.a. (Hrsg.): The Making of Peace

Wie man Frieden macht, wüsste man gern ein für alle Mal. Historiker dürften unter den ersten sein, die hier mit sachdienlichen Hinweisen oder komparativen Ansätzen dienen könnten, wohl aber kaum mit ewigen Weisheiten. In diesem Band scheinen mehrere Autoren diese häufig bei Thukydides, Clausewitz oder Michael Howard gefunden zu haben. Gerade letzteres ist kein Schaden, da der ehemalige Regius Professor in Oxford nicht nur viel zum Thema beigetragen hat, darunter einen brillanten und differenzierten Essay über die Erfindung des Friedens im 19. Jahrhundert Michael Howard, *The Invention of Peace. Reflections on War and International Order*, London 2000; dt.: *Die Erfindung des Friedens. Über den Krieg und die Ordnung der Welt*, Lüneburg 2001, sondern auch noch mit einem glänzenden Einleitungssatz selbst vertreten ist. Ob allerdings Thukydides auch bei anderen Friedensschlüssen recht hatte oder zeitlose Wahrheiten verbreitete – so vor allem Colin Gray –, dürfte Historikern doch recht suspekt sein. Die beiden Herausgeber gehören dem dem Pentagon räumlich und intellektuell nahen Institute for Defense Analysis an, Murray war zuvor ein angesehener Professor für eine eher technisch verstandene Militärgeschichte an der Ohio State University.

2006 haben Murray und Richard Hart Sinnreich bereits ein flammendes Plädoyer für die Bedeutung der Militärgeschichte für die militärische Profession geschrieben. Williamson Murray / Richard Hart Sinnreich, *The Past as a Prologue. The Importance of History for*

the Military Profession, New York 2006. Dies suchen sie hier offenbar sektoral einzulösen, nicht mit Modellen wie bei Politikwissenschaftlern, sondern mit historischer Narratio. Die insgesamt dreizehn Kapitel reichen von der Antike (Nikias-Frieden von 431 v.Chr., Paul A. Rahe) über den Dreißigjährigen Krieg (erhellend: Derek Croxton und Geoffrey Parker) bis zum Ende des Kalten Krieges. Die meisten – so anscheinend auch die Herausgeber – lesen kein Deutsch. Wenn einige Autoren wie Parker oder Marcus Jones (zum deutsch-französischen Krieg von 1870/71) das doch getan haben, merkt man häufig eine Differenziertheit der Argumentation, die anderen deutlich abgeht. Bei bestimmten Themen scheint die Lektüre dieser oder jener Fremdsprache schon eine notwendige, wenn auch gewiß nicht hinreichende Bedingung für Qualität zu sein. Während sich einige Autoren insgesamt als exzellente und differenzierte Kenner ihrer Materie hervortun, stützen sich einige in mehr oder wenig aktueller Wirkabsicht auf schmale wissenschaftliche Basis, um dafür umso deutlichere Meinungen zu entwickeln.

Michael Howard beginnt in seinem Vorwort lapidar, aber einleuchtend mit der Feststellung, es gebe drei grundlegende Friedenstheorien: Für Hobbes sei es die Abwesenheit von Krieg, Augustinus postuliere eine gerechte Ordnung, die man neuzeitlich als „public endorsement“ verstehe. Kant sehe Frieden nicht als natürlichen Zustand, sondern als erwünschten, der immer wieder „gestiftet“ werden müsse. Letzterem schließt er sich an. In einer folgenden Einleitung begründet Murray

die Auswahl der insgesamt elf elaborierten Kapitel mit grÄglicher Bandbreite. Er wehrt sich aber gegen den denkbaren Vorwurf, 'other cultures and civilizations' nicht zu berÄcksichtigen (S. 6), meint jedoch entlarvend, ein solch erweiterter Blick bedeute ein Nachgeben gegenÄber intellektuellen Vorurteilen oder irrelevanten akademischen Moden. Man mÄsse erst verstehen, wie der Westen Frieden gemacht habe 'especially since it is our past that we need as a starting point for understanding the options open to us in the future' (S. 6). Von solcher Borniertheit, die kaum im Umgang etwa mit heutigen islamischen Traditionen helfen kann, sind die weiteren BeitrÄge jedoch glÄcklicherweise weitgehend frei.

Die Fragestellungen der Essays sind jedenfalls so divers, dass viele kaum etwas miteinander gemeinsam haben. Fred Anderson behandelt mit dem Ende des weltweiten SiebenjÄhrigen Krieges 1763 prÄzise die zwar erfolgreichen Briten, betont jedoch die mittelfristigen Folgen ihrer VerdrÄngung im amerikanischen UnabhÄngigkeitskrieg. Sinnreich nimmt den Wiener Frieden von 1815 zum Anlass, mit Paul W. Schroeder Äber die langsame Entstehung eines internationalen Staatensystems im folgenden Jahrhundert nachzudenken. FÄr den US-BÄrgerkrieg handelt James M. McPherson lediglich die anschlieÄende Rekonstruktion im geschlagenen SÄden ab. Marcus Jones 'im Äbrigen ein differenzierter Beitrag, weitgehend auf der HÄhe der Forschung' schlieÄt sich Michael Howard von 1961 Michael Howard, *The Franco-Prussian War. The German Invasion of France 1870-1871*, New York 1961; in zweiter Auflage, London 2001. an, der deutsch-franzÄsische Krieg sei langfristig ein Desaster fÄr den Weg in den Ersten Weltkrieg gewesen: 'vae victoribus', heiÄt dieser Beitrag dann auch. Gab es wirklich keine Alternativen bis 1914?

Herausgeber Murray hÄlt Versailles 1919 fÄr einen Frieden, der von vornherein keine Chance hatte. Sein Verdikt liest sich wie eine Ausformulierung der Strafbestimmungen in den Artikeln 227-231 des Vertrages. Vereinfacht lag das fÄr ihn an den vorangegangenen deutschen Verbrechen, am Versagen, den deutschen Nationalismus einzudÄmmen, was bei der Implementierung von 'Versailles' mÄglich gewesen wÄre. Darin folgt er grob Isabell Hull Isabel Hull, *Absolute Destruction. Military Culture and the Practices of War in Imperial Germany*, Ithaca 2005. , jedoch fehlt bei diesem Blickwinkel eine Menge Verarbeitung an jÄngerer Forschung. Ät [Versailles] was incapable of preventing a resumption of the German war' (S. 239). Ein solcher Determi-

nismus lÄsst von Versuchen zu Um- oder Neudenken, AussÄhnung und neuer europÄischer Ordnung nichts gelten. GroÄbritannien im Nahen Osten 1914 bis 1922 wird von John Gooch kenntnisreich abgehandelt, aber das ist eher ein Abriss britischen weltstrategischen Engagements in dieser Region, die Frieden von SÄvres 1920 oder Lausanne 1923 kommen kaum vor.

Colin Gray macht den Frieden nach und im Zweiten Weltkrieg, 1943-1949 zur 'mission impossible'. Selbst wenn er 'fear, culture and interest' methodisch wichtig als Analysefaktoren einbringt, mit Donald Rumsfeld den Zufallsfaktor ('stuff happens!' S. 266) erwÄhnt, so betont er doch den persÄnlichen und vor allem ideologischen Faktor. Der Sieg Äber Deutschland und Japan sei nicht das Problem gewesen, sondern der fÄr ihn schon Äberdeterminierte Konflikt zwischen den USA und der Sowjetunion. 'History has loaded the multicontextual dice of Soviet-American history far too heavily in favor of East-West conflict for the Cold War to have been avoided' (S. 267). Bei allen immer wieder mÄandernden Differenzierungen bleibt aber doch im Kern die erste Deutung, dass angesichts des sowjetischen Kommunismus Frieden nur als Abwesenheit von Kriegen zu denken war 'bis 1990. Eine Gegenposition, die auf dem 'Postrevisionismus' aufbaut, kann hier nicht entwickelt werden. Fast schon paradox erscheint es, wenn anschlieÄend Jim Lacey eben doch 'The economic making of peace' nach dem Zweiten Weltkrieg abhandelt, jedoch handelt es sich hier nur um die Geschichte des Marshall-Plans (plus Äkonomische Argumente fÄr den Verlust Chinas).

Wohlthuend von Grays letztlich holzschnittartiger Umsetzung von Kategorien hebt sich Frederick W. Kagans Analyse des Endes des Kalten Krieges ab, mit dem er die 'leaders of two belligerent states' (S. 323), den USA und der Sowjetunion, dem Lob der Geschichte anheim gibt. Das ist im Einzelnen bestreitbar, aber reich an Einzelbeobachtungen. Besonders fÄhlt auf, dass er den USA vorwirft, nicht frÄhzeitig seit Ende der 1970er-Jahre eine andere, nichtstaatliche Bedrohung, die zumeist aus der islamischen Welt gekommen sei, erkannt zu haben: man habe sie zunÄchst immer nur im Parameter des Ost-West-Konflikts gelesen, dann auch weiterhin als Auseinandersetzung von Staaten. Das ist eine klare Problemdefinition, die mit 'Making of Peace' nur indirekt zusammen hÄngt, sich jedoch implizit gegen Murrays PrÄmisse fÄr den Band wendet. Ät is ... an object lesson in the perils of allowing events to guide politics rather than insisting on policies that can guide events' (S. 355).

Damit sind wir wieder an der personen-, ja fÄ¼hrungsgebundenen Perspektive applikativer MilitÄ¼rgeschichte angelangt. Es bleibt nicht allzu viel an gemeinsamen Ergebnissen, die auch die nochmalige Zusammenfassung von Sinnreich nicht geben kann. Es fehlen bei vielen Essays strukturelle Fragen, kulturelle und damit historisch einmalige Bedingungen sowie externe

EinflÄ¼sse auf Frieden. Zwei SÄ¼tze wie etwa âMilder Frieden bringt nichtsâ oder: âmanchmal sind die Sieger die langfristigen Verliererâ lassen sich allenfalls destillieren. Ein bunter StrauÄ¼ bisweilen recht einseitiger, gelegentlich auch erhellender Essays stellt noch keinen modernen FÄ¼rstenspiegel zum Friedensschluss dar.

If there is additional discussion of this review, you may access it through the network, at:

<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/>

Citation: Jost Dülffer. Review of Murray, William; Lacey, Jim, *The Making of Peace. Rulers, States, and the Aftermath of War*. H-Soz-u-Kult, H-Net Reviews. December, 2009.

URL: <http://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=26391>

Copyright © 2009 by H-Net, Clio-online, and the author, all rights reserved. This work may be copied and redistributed for non-commercial, educational purposes, if permission is granted by the author and usage right holders. For permission please contact H-SOZ-U-KULT@H-NET.MSU.EDU.